

Utta Danella

# **Regina auf den Stufen**

Roman



## Zwischen Ende und Anfang

Sie saß nun schon lange so, reglos, vor sich hin starrend, die Unterlippe trotzig vorgeschoben, kalt und abweisend der Blick. Trotz des finsternen Ausdrucks glich sie einem verirrtten, ratlosen Kind, das anfangen möchte zu weinen. Eigentlich hätte sie längst gehen können, der Teller war leer, das Glas war leer. Aber wohin sollte sie gehen? Draußen war es kalt und dunkel, und sie würde wieder so einsam sein. Und gerade heute Abend ...

Auf ihrem planlosen Weg durch die große Stadt war sie zu dem kleinen Gasthof gekommen, hatte gegessen und ein Glas Wein getrunken, mit winzigen Schlucken, um den Genuss möglichst lange zu haben. Es war Leichtsinn, was sie tat, denn sie hatte nur noch wenig Geld. Aber irgendeine Freude musste man doch haben an diesem Abend.

Nun saß sie da und wartete, dass die Zeit vergehen sollte. Einmal würde auch diese Nacht ein Ende haben. Zuerst hatte sie versucht, sich mit Erinnerungen zu trösten, wie es früher gewesen war an Silvesterabenden, als sie noch Kind war, behütet und sorglos. Besuch war gekommen, Onkel Heinz und Freunde der Eltern, alle waren immer sehr fröhlich gewesen. Ja, und dann wurde Blei gegossen und der Vater hatte die geheimnisvollen Bröckchen gedeutet. Und was noch? Angestrengt zog sie die Brauen zusammen. Es war lange her. Nicht nur die Zeit, eine Welt trennte sie von diesen glücklichen Erinnerungen. Wie auf einem anderen Stern lag das Damals.

Und jetzt war sie allein, so allein, als sei sie der einzige Mensch auf der Welt, als lebe sie ganz verlassen in der großen, lichterglänzenden Stadt, die kalt und feindlich zu ihr war und ihr nicht Heimat sein mochte, arm und hilflos, wie sie war. Wenn man hübscher wäre und schöne Kleider hätte, dann könnte die Stadt vielleicht freundlicher zu einem sein. Aber so – wer sah sie denn schon an?

Sie strich das glatte Haar lieblos zurück und der Zug von Trotz um ihre Lippen verstärkte sich.

Der Mann, der zwei Tische entfernt saß, sah das. Er war genauso einsam, genauso verlassen. Erst hatte er geistesabwesend über das Mädchen hinweggestarrt, mit seiner eigenen Verzweiflung beschäftigt. Doch nun sah er sie schon eine ganze Weile an – nicht wie ein Mann eine Frau ansieht, nur wie ein Mensch, der plötzlich einen anderen Menschen erblickt, in einer Wüste, wo er es am wenigsten erwartet hätte.

Warum saß sie da so trübselig und allein? Warum hatte sie den finsternen, trostlosen Zug im Gesicht, jung und ganz hübsch wie sie doch war? Er fand sie recht hübsch mit den hellen Augen und dem schmalen, feinen Gesicht. Was mochte sie für einen törichten Mädchenkummer

haben? Vielleicht hatte der Freund sie verlassen, vielleicht war es nur ein Streit, der vorübergehen würde, und sie ärgerte sich nun, dass sie am Silvesterabend allein war? Was konnte sie schon wissen, in dieser satten, zufriedenen Welt hier, von Leid und Einsamkeit und Elend?

Sie spürte den Blick und hob den Kopf. Ihre Augen trafen sich.

Die Uhr an der Wand schlug mit hellen, eiligen Schlägen zehnmal.

Der Mann versuchte ein Lächeln und sagte: »In zwei Stunden beginnt ein neues Jahr.«

Er sagte *ein* neues Jahr, nicht *das* neue Jahr, als gelte ihm eins wie das andere.

»Ja«, erwiderte sie kurz. Nach einer Weile fügte sie hinzu: »Zwei Stunden, das ist noch sehr lange.«

»Sehr lange«, bestätigte er.

Dann war es wieder still. Sie lauschten beide auf das Ticken der Uhr. Aus dem Nebenzimmer klangen fröhliche Stimmen, dort feierte der Wirt mit seiner Familie und mit Freunden den Silvesterabend. Er hatte die beiden letzten hartnäckigen Gäste allein gelassen, er konnte sie nicht gut auf die Straße setzen. Sollten sie selbst sehen, was aus ihnen wurde. Zweimal hatte er seitdem den Kopf hereingesteckt. Ob etwas gewünscht werde? Auf das ablehnende Kopfschütteln hin hatte er sich schulterzuckend zurückgezogen. Zwei merkwürdige Vögel! Arme Teufel wohl, alle beide. Das dachte er nicht mitleidig, eher verächtlich. Konnte nicht viel los sein mit jemand, der ein armer Teufel war in diesen Zeiten des Wohlstands.

Eine gute Weile später sagte das Mädchen: »Es dauert überhaupt alles so lange, jeder Tag, jede Nacht, das ganze Leben. Als ob es nie ein Ende nehmen würde.«

Der Mann horchte auf. Sie hatte ihn nicht angesehen und an ihm vorbei ins Leere gesprochen. Ihre Stimme war leise, die Sprache ohne Dialekt und gepflegt.

Langsam stand er auf, trat an ihren Tisch und sah sie verwundert an. Wieder fiel ihm auf, wie schmal und regelmäßig ihr Gesicht war, rührend und zart, die Linie der Wangen wie von Künstlerhand geformt.

Erschreckt blickte sie zu ihm auf. Ihre Augen waren graugrün, ja wirklich, fast grün, der Ring um die Iris wirkte schwarz dagegen. Seltsame Augen hat dieses Mädchen, dachte er, Nixen-  
augen, Undinenaugen. Er wusste selbst nicht, wieso ihm dieser Name einfiel: Undine, das Fabelwesen aus dem Reich der Wassergeister, das keine Seele besaß. Aber der Zug von Trotz und Härte passte nicht dazu, er gehörte nicht in das junge Gesicht.

»Geht es Ihnen auch so?«, fragte er und setzte sich einfach ihr gegenüber, ohne um Erlaubnis zu fragen. »Dass alles so langsam geht, meine ich?«

Sie gab keine Antwort, sah ihn nur erstaunt an mit diesen hellen, verwirrenden Augen.

»Früher ging alles viel zu schnell«, fuhr er fort, »man hatte Angst, das Leben wäre zu bald vorüber, es wäre zu kurz. Aber nun besteht es nur noch aus endlosen Stunden. Ich dachte, das wäre nur bei uns so, die wir von draußen kommen – aus dem Krieg, wissen Sie«, setzte er erläuternd hinzu, als spräche er von einem unbekanntem, lange vergangenen Ding.

»Da kommen wir alle her«, sagte sie gleichgültig.

Er lachte bitter auf. »Davon merkt man nichts. Die Leute hier leben, als sei der Krieg schon hundert Jahre vorbei. Wenn man sie ansieht, die hier und ihr Leben, könnte man meinen, es habe gar keinen Krieg gegeben. Seit ich hier bin, denke ich manchmal, ich habe alles nur geträumt.«

»Geträumt?«, wiederholte sie fragend.

»Ja, alles geträumt, den Krieg, die Gefangenschaft, das ganze Elend. Sogar das Heimweh ist auf einmal nicht mehr wahr. Es muss ein Irrtum gewesen sein. Oder eben ein Traum. Ich weiß heute nicht mehr, wonach ich Heimweh hatte. Hier ist alles ganz anders, danach kann man kein Heimweh haben.«

Als sie ihn fragend ansah, sprach er weiter, hastig, mit scheinbarer Lässigkeit und doch gierig darauf, sich mitzuteilen. »Ich bin nämlich noch nicht lange hier, wissen Sie. Ich bin erst vor vier Monaten aus Russland gekommen. Gefangenschaft, mehr als zehn Jahre; wissen Sie, was das heißt?« Seine Stimme brach ab.

»Zehn Jahre«, wiederholte sie leise. »Das ist furchtbar.«

Er lachte voll Verachtung. »Was wisst ihr denn hier davon! Ihr habt uns längst vergessen. Sprechen wir nicht mehr davon. Es wird Sie nicht interessieren.«

Die Uhr an der Wand tickte, nebenan hämmerte ein Klavier, eine helle Frauenstimme überschlug sich im Gelächter.

»Haben Sie denn keine Angehörigen?«, fragte sie, nur um etwas zu sagen. Es interessierte sie wirklich nicht.

»Nein«, erwiderte er kurz. Doch dann fügte er hinzu: »Meine Frau lebt hier. Deswegen kam ich her.«

»Aber dann ...«

»Sie hat natürlich einen anderen, schon lange. Sie wollte mich nicht einmal sehen. Es graust ihr wohl vor mir. Und es geht ihr gut. Der Mann hat Geld, er hat ein großes Auto. Na ja, was soll sie auch mit mir? Sagen Sie selbst, was soll sie mit mir?«

Sie senkte die Augen vor seinem eindringlichen starren Blick. Sicher, es war schlimm. Aber sie verstand auch die andere Frau. Sie hatte ja selbst Verlangen nach Wärme und Geborgen-

heit. Und wenn man schon nach einem Mann Verlangen haben konnte, dann nur nach einem, der nicht arm und elend war, sondern der helfen und schützen konnte.

Es klang härter als beabsichtigt, als sie sagte: »Das Leben ist nun einmal so, ungerecht, die einen verlieren und die anderen gewinnen. Manche müssen bezahlen und andere bekommen noch etwas heraus.«

»Natürlich. Das Leben ist nun einmal so. Ich weiß es schon. Sie sind ja auch eine Frau, berechnend wie alle. Frauen wissen immer, auf welche Seite sie gehören.«

Sie hob gleichgültig die Schultern, das Gespräch erstarb. Aus dem Päckchen, das vor ihr auf dem Tisch lag, nahm sie eine Zigarette und bot ihm auch eine an.

»Danke, ich habe selber welche«, sagte er störrisch und zog seine eigene Packung aus der Tasche. Eine Weile rauchten sie schweigend.

»Ich gehöre nicht zu denen hier«, sagte das Mädchen dann. »Ich bin noch nicht einmal so lange hier wie Sie. Erst ein paar Wochen. Und ich kenne keinen Menschen hier.« Sie lächelte kühl, ein wenig spöttisch. »So wie die Dinge liegen, wird es mir kaum gelingen, einen reichen Mann mit einem großen Auto aufzutreiben, wenn ich auch berechnend bin wie alle Frauen. So wie ich aussehe ... Was ich an habe, ist so ziemlich alles, was ich besitze.« Mit der Hand, die die Zigarette hielt, deutete sie in einem flüchtigen Kreis über ihren einfachen grauen Pullover hin. »Übrigens liegt mir auch gar nichts daran, nicht das Geringste.«

Er wurde ein wenig verlegen. »Entschuldigen Sie. Ich wollte Sie nicht kränken.«

»Bitte, bitte. Es macht nichts.«

»Und wo – ich meine, wo kommen Sie her?«

»Aus der Ostzone. Ich bin das, was man hier mit dem hübschen Ausdruck ›Zonenflüchtling‹ bezeichnet.«

»Ach so.«

»Ich komme auch aus einer Art Gefangenschaft. Wir haben im Krieg alles verloren. Früher wohnten wir in Königsberg. Mein Vater ist gefallen. Meine Mutter und ich waren dann bei Verwandten. Sie konnten uns nicht leiden. Und ich«, ihre Augen wurden noch grüner, »ich hasse sie. Aber meine Mutter war krank, ich konnte sie nicht im Stich lassen. Vor einem Vierteljahr ist sie gestorben.«

»So«, sagte der Mann hilflos.

»Ich bin dort heimlich weggelaufen. Ich wollte in den Westen, weil ich dachte, hier ist alles anders, alles besser.«

»Nun, das ist es doch sicher auch.«

»Nicht für mich. Oder denken Sie, ich könnte hier etwas anfangen, so wie ich hier vor Ihnen sitze?«

»Sie müssen Geduld haben. Mit der Zeit wird es schon werden.«

»Ja, ja, mit der Zeit. Ich weiß schon. Aber wir waren uns ja vorhin darüber einig, dass die Zeit jetzt sehr langsam vergeht für Leute wie Sie und mich.« Und dann hatte sie gedacht, in eine Wunderwelt zu kommen, in der alles mit *einem* Schlage besser wurde, wie im Märchen. Aber der Westen war keine Märchenwelt, er war auch nur Wirklichkeit und eine harte Wirklichkeit dazu.

»Man muss abwarten«, versuchte er sie zu trösten.

»Schön«, sagte sie, »da wissen wir ja beide, womit wir uns zu beschäftigen haben: mit Warten. Aber es wird nicht viel nützen, fürchte ich. Wir holen den Vorsprung nicht mehr ein. Und sie sind alle so hart hier, so selbstsüchtig.«

Er hätte ihr gern ein wenig Mut zugesprochen. Aber er wusste nicht wie. Er hatte ja selber keinen. Ihr Gesicht war jetzt auch wieder ganz verschlossen.

Plötzlich stand sie auf.

»Ich muss überhaupt gehen. Ich glaube, ich bin hier sehr weit weg von der Gegend, in der ich wohne.«

Sie zog ihren Mantel an, ehe er ihr helfen konnte. Er war etwas aus der Fassung gebracht durch diesen überraschenden Aufbruch.

Sie zögerte noch einen Moment, als wollte sie etwas sagen, ein paar freundliche Worte vielleicht zum Abschied. Doch dann sagte sie nur kurz »guten Abend«, wandte sich zur Tür und ging.

Er war so verwundert, dass er nicht einmal den Gruß zurückgab. Aber schon als er ihr nachsah, die all ihren Worten zum Trotz einen gespannten, federnden Gang hatte, war es ihm, als dürfe er sie um keinen Preis der Welt hinausgehen lassen. Sie sollte bleiben. Er wollte noch weiter mit ihr sprechen. Zusammen mit ihr wollte er dieses unheimliche neue Jahr beginnen, dieses erste Jahr in einer neuen Welt, in einem neuen Leben. Sie hatten beide Angst davor und sie fanden sich nicht zurecht. Sie musste bleiben. Aber er brachte kein Wort über die Lippen. Dann klappte die Tür und sie war fort.

Er hätte ihr nachlaufen können. Doch er saß unbeweglich am Tisch und starrte auf die Tür. War es nicht Schicksal, dass sie einander begegnet waren, gerade heute?

Reglos blieb er sitzen und blickte vor sich hin. Langsam, ganz langsam verträpfelte das müde alte Jahr.

Auf einmal wurde die Tür heftig aufgerissen, sie kam herein. Die Wangen gerötet von der Winterluft und vom raschen Lauf.

Sie blieb an der Tür stehen und lachte verlegen. »So was Dummes«, sagte sie, »ich habe ganz vergessen, mein Abendbrot zu bezahlen.« Sie kam näher. »Ja, und dann, es tut mir leid, dass ich so plötzlich weggelaufen bin. Das war sehr unhöflich. Es tut mir leid.«

Er stand auf und trat dicht vor sie hin. »Ich ... bin sehr froh, dass Sie zurückgekommen sind.« In ihren Blick kam ein fragendes Staunen. »Ja?«, fragte sie leise.

Auf einmal waren sie nicht mehr allein, sie waren zwei. Es war für sie beide ein Trost. Das Mädchen lächelte ein wenig ratlos. Ihr Gesicht war jetzt rührend jung, der Mund ganz weich. »Ja, da werde ich mal zahlen«, sagte sie unschlüssig.

»Gehen wir von hier fort«, sagte er entschieden. »Hier ist es eigentlich nicht sehr hübsch.« Zum ersten Mal an diesem Abend sah er sich mit Bewusstsein in der kahlen Stube der Vorstadtneipe um. »Nicht das Richtige zum Silvesterfeiern.«

»Feiern!« Sie lachte. »Wir sind die richtige Silvestergesellschaft, wir zwei!«

»Nun«, er reckte sich zu seiner vollen Größe auf, »ich hoffe, ja, ich hoffe«, überdeutlich betonte er die beiden Silben, »den nächsten Silvesterabend werden wir in hübscherer Umgebung verbringen.«

Sie sah ihn von unten herauf spöttisch an. »Wir?«

Empfindlich zog er sich zurück. »Nun ja, ich meine Sie und ich. Vielleicht jeder für sich. Vielleicht aber auch ...«, er sprach nicht weiter, er hatte es verlernt, mit einem Mädchen zu sprechen. Früher hatte er es gut gekonnt, jetzt war es sehr schwer.

Die Tür zum Nebenraum öffnete sich, ein Schwall von Worten, Lachen, Musik; Wein- und Tabakdunst strömten herein. Der Wirt, mit gerötetem Gesicht, etwas angeheitert, kam auf sie zu.

»Steht etwas zu Diensten?«, fragte er. »Es ist bald zwölf.«

»Ich möchte zahlen«, sagte das Mädchen.

»Können Sie mir eine Flasche Wein verkaufen, zum Mitnehmen?«, fragte der Mann.

»Aber natürlich«, der Wirt strahlte freundlich. »Wollen S' daheim noch feiern?« Der Mann sah das Mädchen an. »Die trinken wir zusammen«, sagte er bestimmt.

Sie erwiderte nichts darauf. Während er mit dem Wirt verhandelte, stand sie abgewendet, ganz allein mit sich, und hatte auf einmal Angst. Warum sollte sie mit diesem fremden Mann Wein trinken? Und wo? Nun, wohl in seiner Wohnung, falls er eine besaß; was das bedeutete, war klar genug.

Sie schob die Unterlippe wieder vor. Wie kam sie dazu, einen einsamen Mann zu trösten, der sie mangels besserer Gesellschaft mitnahm? Sie brauchte selber Trost, aber nicht so einen. Nein. So einen schon gar nicht. Er konnte ja nicht wissen, dass sie Männer hasste, hasste und verabscheute. Seit damals. Fünfzehn Jahre alt war sie gewesen, als die Russen kamen, ein Kind, zart und verträumt, unschuldig und ahnungslos.

Aber das konnte man niemandem erzählen, auch diesem Mann hier nicht. Gewiss, er hatte es nicht leicht gehabt: die vielen Jahre Gefangenschaft – und vorher der Krieg. Aber er war ein Mann, man konnte ihm vieles antun, aber niemals so etwas wie ihr. Ihre Jugend war ausgelöscht, sie war hart und scheu und ängstlich geworden; nicht vom Kind zum Mädchen, vom Mädchen zur Frau war sie gereift, niemals, in all den Jahren nicht. Sie war geschlechtslos geworden, unfähig, Liebe zu geben und Liebe zu empfangen. Sie verspürte wieder den rasenden Schmerz von damals, den Ekel, das schreiende Entsetzen. Auch das war zehn Jahre her, mehr als zehn Jahre. Aber es war, als sei es gestern gewesen.

Gehetzt blickte sie zur Tür. Warum war sie nur zurückgekommen? Was wäre schon gewesen, wenn sie den dicken Wirt um die kleine Zeche geprellt hätte?

Sie musste fort von hier. Gleich.

Sie ging auf die Tür zu. Da war der Mann an ihrer Seite. Er lachte, im Arm trug er eine Flasche. »Kommen Sie«, sagte er und legte seine Hand um ihren Arm. Sie zog hastig den Arm zurück, als habe sie sich verbrannt, und schaute nicht auf.

»Na also«, hörte sie die gemütliche Stimme des Wirtes hinter sich. »Schönen Abend, die Herrschaften, und ein gutes neues Jahr!«

»Danke«, sagte der Mann neben ihr, »gleichfalls.«

Dann waren sie auf der Straße.

Der Mann merkte nichts von ihrer Verwirrung. Er ging ruhig neben ihr her, größer als sie, sein Schritt war fest und sicher, obwohl die Straße von gefrorenem Schnee bedeckt und glatt war. Sie rutschte in ihren dünnen Schuhen. Die Kälte drang eisig durch die Sohlen. Es wäre gut gewesen, sich bei ihm einzuhängen. Doch er war ihr Feind und sie fürchtete sich vor ihm.

»Wenn es Ihnen recht ist«, sagte er nach einer Weile, unsicher durch ihr Schweigen, »trinken wir den Wein bei mir. Ich wohne ganz in der Nähe.«

Entschlossen blieb sie stehen und sah ihn an. »Ich fürchte, das wird nicht gehen. Das ist ... das ist ein Missverständnis.«

Er sah ihr kaltes, abweisendes Gesicht im Licht einer Lampe. »So ist es nicht gemeint. Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben. Ich bin nicht ... ich meine, so ist es wirklich nicht



gemeint. Ich dachte nur, wir wollten doch beide nicht allein sein. Sie haben von mir nichts zu befürchten.«

Er lächelte ihr zu. Sie erwiderte sein Lächeln nicht, aber die Angst wich. Er war fremd, aber er war nicht böse.

In diesem Augenblick begannen die Glocken zu läuten. Zugleich wurde es auf den Straßen laut. Fenster wurden geöffnet, Menschen kamen aus den Häusern, Rufe und Gelächter waren zu hören, in der Nähe warf jemand Feuerwerkskörper, es blitzte und krachte.

Der Mann zog die Stirn in Falten. »Verdammte Knallerei. Dass sie davon nicht genug haben.«

Sie hörte nur die Glocken; hier am Rande der Stadt hörte man sie weit. Ganz in der Nähe war eine helle, heitere, die fröhlich und eilig das neue Jahr begrüßte. Von der Ferne hörte man große dunkle Glocken tönen. Ihre Erstarrung wich, sie seufzte.

»Die Glocken. Es klingt wunderschön, nicht?«

»Ja«, sagte er. »Also dann: Ein glückliches neues Jahr wünsche ich Ihnen.« Er bot ihr die Hand und sie legte ihre schmale, kalte Hand hinein.

»Ich wünsche Ihnen auch alles Gute«, sagte sie und lächelte zu ihm auf. Plötzlich stiegen ihr Tränen in die Augen. Dass jemand da war, der ihr Glück wünschte in dieser Silvesternacht! Es war wie ein unerwartetes Geschenk.

Er empfand das Gleiche – und noch mehr: Zärtlichkeit für das fremde Mädchen, den Wunsch, gut zu ihm zu sein. Er hielt ihre Hand fest. »Alles, was Sie sich wünschen, soll in Erfüllung gehen. Und – ich danke Ihnen.«

»Wofür?«

»Dass Sie jetzt hier bei mir sind. Dass ich nicht allein hier stehe.«

Sie sagte nichts darauf, aber sie hatte keine Angst mehr vor ihm. Er schob seinen Arm unter ihren. »Also gehen wir. Sonst bekommen Sie noch kalte Füße. Es ist nicht mehr weit.«

Das Haus, in dem er wohnte, war eines der kleinen Häuser, die hier am Stadtrand eine Siedlung bildeten. Unten war ein Laden, eine Bäckerei, wie sie erkennen konnte.

Er schloss auf, machte Licht und sagte ein wenig verlegen: »Bitte herein, mein Fräulein.«

Er stieg vor ihr die Treppe hinauf. Im ersten Stock war es still, im zweiten Stock hörte man hinter der Wohnungstür Lärm und Musik.

Es ging noch höher, die Treppe wurde schmaler. Oben waren ein kleiner Vorplatz und eine niedrige Tür. Der Mann schloss auf.

»Das Haus gehört dem Bäcker«, erläuterte er. »Der Sohn war mit mir zusammen in Gefangenschaft. Er ist tot. Sie lassen mich hier wohnen, weil ich ja nicht weiß, wohin.« Er stieß die Tür auf. »Es sind sehr nette Leute.«

Die Beleuchtung bestand nur aus einer nackten Birne, die an der Decke hing. Der Raum war klein, eine Kammer mit einem schiefen Dach und einem kleinen Fenster, eine Dachkammer. Ein Bett stand darin, eine Kommode, ein Tisch, ein Stuhl, ein alter Sessel, eine Kiste, auf der Bücher lagen, ein schmaler Schrank. Der Mann sah es, als käme er zum ersten Mal hierher. Wie armselig es war, wie dürftig! Er musste verrückt gewesen sein, sich Besuch einzuladen.

»Es ist natürlich einfach«, sagte er verlegen. »Lange werde ich sowieso nicht mehr hierbleiben. Ja. Sehen wir mal ... das Feuer wird ausgegangen sein, aber das haben wir gleich. Ich bin Experte im Feuermachen. Und dann wollen wir es uns recht gemütlich machen.« Er sprach hastig und unsicher, ganz überrascht von seinem eigenen Mut, ein fremdes Mädchen hierher mitzubringen. Ein Mädchen, das er nicht kannte und dessen Gegenwart er im Moment eher als störend empfand. Was sollte er eigentlich mit ihr anfangen? Eine Liebesgeschichte etwa? Gott behüte! Er wollte allein sein. Ja, jetzt auf einmal dachte er: Ich möchte allein sein. Was soll ich mit ihr? Ich kenne sie nicht.

Das Mädchen stand noch an der Tür und wünschte sich ebenfalls weit fort. Aus den Augenwinkeln spähte sie nach dem altmodischen hölzernen Bett, die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Was sollte sie bei dem wildfremden Mann? Wenn er mich anrührt, schreie ich, dachte sie. Er kniete jetzt vor dem Ofen. »Es ist noch ein bisschen Glut drin. Das haben wir gleich. Aber ziehen Sie doch den Mantel aus und setzen Sie sich. Es wird gleich warm.«

Sie rührte sich nicht. Immer noch im Kampf, ob sie bleiben oder davonlaufen sollte.

Komisches Ding, dachte der Mann irritiert. Ob sie Angst vor mir hat? Lieber Himmel, sie ist doch kein Kind mehr. Aber wahrscheinlich graut ihr vor mir, genau wie es Gaby vor mir graut. Sie wollen alle einen satten, fetten Spieß, einen mit Bankkonto oder Pensionsberechtigung, einen mit gepolstertem Hintern und einem richtigen Ehebett. Vermutlich ekeln sie sich vor Männern, wie ich einer bin, sie denken, wir haben noch Läuse und Flöhe, sie denken, wir sind krank und riechen schlecht. Und vor allem denken sie, wir werden mit dem Leben nicht fertig. Und verdammt noch mal, da haben sie recht. Ich habe keine Ahnung, wie es weitergehen soll und was aus mir wird; es ist mir gleichgültig. Anstatt darüber nachzudenken, bringe ich mir ein fremdes Mädchen hierher. Was soll ich eigentlich mit ihr anfangen? Komisch, vorhin hatte ich das Gefühl ... Ja, ein merkwürdiges Gefühl hatte ich da. So als ob sie zu mir gehöre. Als sei es Schicksal, dass ich ihr begegnet bin. Was man manchmal für einen

Unsinn zusammendenkt! Das kommt von der Gefangenschaft, von dem vielen Grübeln, von dem vielen Hunger. Kein Wunder, dass man nicht mehr ganz normal ist.

Er kauerte noch immer vor dem Ofen und schürte abwesend in der Glut, schichtete Holz hinein, steckte Papier dazwischen. Hinter seinem Rücken war es still. Sie stand noch immer auf dem gleichen Fleck und rührte sich nicht.

Das Holz begann leise zu knistern.

Er richtete sich auf.

»Übrigens, falls Sie das interessiert, ich heiße Scholz, Martin Scholz.«

»Aha«, sagte sie gedankenlos. Er wartete eine Weile, doch als nichts kam, trat er zu ihr und sagte barsch: »Nun setzen Sie sich endlich! Geben Sie mir doch Ihren Mantel! Es wird schon wärmer, merken Sie's?«

Er hängte den Mantel auf einen Haken neben die Tür. Mein Gott, wie leicht und dünn er war, sie musste doch frieren in dem Föhnchen!

»Warten Sie«, sagte er eifrig, »setzen Sie sich hierher, da wird Ihnen gleich warm werden.«

Er schob einen altersschwachen Sessel um den Tisch herum bis dicht an den Ofen. »So, ich glaube, einen Schnaps habe ich auch noch.«

»Danke«, sagte sie leise. Sie saß zierlich und schmal in dem alten Sessel und sah kindlich zu ihm auf. »Es tut gut, wieder mal ein bisschen umsorgt zu werden. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie das ist.«

Sie hätte nichts sagen können, was ihm mehr ans Herz gegangen wäre, an dieses verhungerte, einsame Herz. Zu denken, dass er es war, der jemand umsorgen konnte, dass er noch dazu imstande war! Es machte ihn maßlos verlegen, dass sie es sagte. Er brummte irgendetwas vor sich hin, brachte aus dem Hintergrund eine Flasche Schnaps, in der etwa noch ein Drittel drin war, beugte sich wieder zum Ofen, schob eine große Schaufel Kohlen hinein. Dann ging er auf die Suche nach Gläsern. Natürlich fand er nur eines.

»Ich kann ja aus der Tasse trinken«, meinte er und goss den Schnaps ein. »Prost!«

Das Mädchen, gar nicht zimperlich, leerte das Glas mit einem Schluck.

»Tut gut, nicht?«

»Ja.«

»Sie müssen entschuldigen, wenn ich mich komisch benehme«, sagte er hastig. »Aber ich bin ein richtiger Stoffel geworden, ich bin den Umgang mit Frauen nicht mehr gewohnt.«

Trocken erwiderte sie: »Nun, dann ist es ja ganz gut, wenn Sie bei mir ein bisschen üben. Ich bin nicht verwöhnt. Aber die Frauen hier – die stellen allerhand Ansprüche.«

Das war nicht geschickt gesagt.

Und noch weniger gewandt erwiderte er: »Ja, da hätte ich natürlich keine Chancen.« Als es heraus war, erschrak er über seine Dummheit und fügte eilig hinzu: »Ich meine natürlich, da würde ich mich gar nicht trauen, nein, ich wollte sagen ...«

Aber da lachte sie. Sie lachte laut und herzlich, mit hübschen weißen Zähnen und fröhlichen Augen. Jung und unbeschwert sah sie aus, wenn sie so lachte. Martin lachte erleichtert mit.

»Lassen Sie nur«, sagte sie, »ich weiß schon, was Sie meinen. Wir sind wirklich ein komisches Paar, wir beide, zerzaust und ungut und voller Komplexe. Ausgerechnet uns beide übereinander stolpern zu lassen, das ist schon sehr boshaft vom Schicksal. Aber wir wollen es für heute mit Humor ertragen.«

»Oh«, sagte er angenehm berührt, »haben Sie welchen? Das ist viel wert.«

»Natürlich habe ich welchen«, rief sie. »Sehe ich so dumm aus?«

»Dumm? Wieso dumm?«

»Völlig humorlos zu sein, ist stets ein Zeichen von Dummheit, von angeborener Dummheit. Das sagte jedenfalls mein Vater immer.«

»Da hat er sicher recht gehabt. Trinken wir noch einen Schnaps?« Den Wein schien er völlig vergessen zu haben.

»Schön«, sagte sie, bemüht, die Übereinstimmung und die kleine Heiterkeit festzuhalten.

»Trinken wir noch einen!«

Es war jetzt schön warm im Zimmer. Der kleine Ofen strahlte eine wunderbare Hitze aus. Sie schlüpfte aus den nassen Schuhen und streckte die Füße dem Feuer entgegen.

»Eigentlich«, sagte sie, »wollten wir ja mit einem Glas Wein auf das neue Jahr anstoßen.«

»Ach ja, natürlich«, er sah sich suchend nach der Flasche um; sie war auf dem Bett gelandet.

»Da sehen Sie, ich bin vollkommen vertrottelt. Verdammt!«

»Was ist denn?«

»Ein Korkenzieher. Ich hab' keinen Korkenzieher. Wir hätten die Flasche aufmachen lassen sollen.«

»Wie bekommen Sie sonst die Flaschen auf?«

»Ich mach sie unten auf, bei Mosers. Das sind die Bäckerleute.«

»Und die sind heute nicht da?«

»Sie sind bei ihrer Tochter eingeladen. Zu dumm. Jetzt können wir den Wein nicht trinken.«

Wie leicht er kapituliert, dachte sie. »Da unten war doch Betrieb, im zweiten Stock. Klingeln Sie eben mal dort und leihen Sie sich einen Korkenzieher!«

»Aber ich kenne die Leute gar nicht.«

»Wenn schon.«

Scheu und Abwehr kamen wieder in seine Miene. »Ach, ich weiß nicht. Das ist mir unangenehm. Ich könnte ja schnell in die Wirtschaft zurücklaufen, das dauert nicht lange ...«

»Was für ein Unsinn«, rief sie, »seien Sie nicht so menschenscheu! Gehen Sie hinunter, klingeln Sie, machen Sie einen netten Diener und bitten Sie um den Korkenzieher. Da ist doch nichts dabei.«

»Ja, aber ...«

»Na los, gehen Sie schon! Die werden Sie schon nicht fressen.«

Zögernd ging er zur Tür.

»Die Flasche«, rief sie ihm nach. »Nehmen Sie die Flasche gleich mit, sonst müssen Sie noch mal hinunter.«

Wortlos klemmte er die Flasche unter den Arm und ging.

Sie sah ihm nach und lachte vor sich hin. Es befriedigte sie, die Klügere und Mutigere gewesen zu sein. Das musste man gesehen haben, das große Mannsbild, das sich vor allen Leuten fürchtete.

Aber wusste man denn, was der Arme alles erlebt hatte? Erst der Krieg, dann die Gefangenschaft. Jahre und Jahre. Kein Wunder, wenn einer da seltsam wurde, unbeholfen und scheu.

Wie mochte er überhaupt leben? Und wovon? Hatte er eigentlich einen Beruf? Das interessierte sie jetzt doch alles ein wenig. Und wie alt mochte er sein? Es war schwer zu schätzen, sicher sah er älter aus, als er war, hager und faltig und blass wie er war, verbiestert und unglücklich. Aber unsympathisch sah er trotzdem nicht aus. Nein, gar nicht. Ende Dreißig mochte er sein, möglicherweise auch jünger.

»Er braucht jemanden, der ihm Mut macht, der ihn wieder an das Leben gewöhnt«, sagte sie laut vor sich hin. Sie erschrak. Nun, ich nicht, dachte sie. Ich habe mit mir selbst genug zu tun. Ich brauche selber jemanden, der mir hilft.

Wo er nur blieb? Martin, Martin Scholz. Sicher wartete er darauf, dass sie ihm auch ihren Namen sagte. Wozu? Heute Abend nur, dann würden sie sich sowieso nie wiedersehen.

Er blieb lange. Ob der Feigling wirklich in die Wirtschaft zurückgelaufen war? Sie zog eine Zigarette aus der Tasche und zündete sie an. Es war die drittletzte.

Ich werde mir keine mehr kaufen können. Ich habe noch neun Mark zwanzig. Wenn die zu Ende sind ... Ich hätte mir die Bluse nicht kaufen sollen. Aber man will doch auch einmal etwas Hübsches haben. Wenn ich sie wenigstens heute Abend angezogen hätte!

Sie blickte sich in der Kammer um. Besonders angestrengt hatten sich die Bäckerleute nicht. Sicher hatten sie unten eine gut eingerichtete Wohnung. Na ja, ihre eigene Behausung war ja noch schlimmer.

Die Füße waren jetzt warm und trocken. Ein herrliches Gefühl! Sie zog sie herauf auf den Sessel und schloss schläfrig die Augen. Schön warm war es im Zimmer. Wenn er nicht bald kommt, schlafe ich ein.

Aber jetzt, laute Stimmen im Treppenhaus, Gelächter. Er war also doch im zweiten Stock. Und wie es sich anhörte, schien alles gut abgelaufen zu sein. Sie lächelte vor sich hin. Er brauchte eben jemanden, der ihm Mut machte.

Stolz und zufrieden kam er herein. »Hat lange gedauert, nicht? Entschuldigen Sie bitte. Die wollten mich gar nicht weglassen unten. Ich musste ein Glas mit ihnen trinken. Die haben nicht schlecht einen sitzen.«

»Und gebissen hat Sie keiner?«

»Sie haben ganz recht, sich über mich lustig zu machen. Wird schon wieder werden. Früher, also früher war ich ganz anders.«

Er goss den Wein ein und sie stießen an. »Ja, also dann, mit Mut und Humor ins neue Jahr.« Der Wein war gut, voll und blumig, nicht zu süß und nicht zu herb. Wenn ich Geld hätte, dachte sie, würde ich oft Wein trinken, drüben haben wir nie welchen gehabt.

»Haben Sie Hunger?«, fragte er unvermutet.

»Hunger? Nein, eigentlich nicht.«

»Aber ich. Wie wär's mit einem Stück Kuchen? Frau Moser hat mir Kuchen dagelassen, so Sachen, die ein bisschen missglückt sind. Sie können aber auch ein Brötchen haben.«

In einem Fach unter dem Fenster bewahrte er seine Vorräte auf. Er brachte alles herbei, Brötchen, Butter, Wurst und den Kuchen, und stellte es auf den Tisch.

»Hm«, meinte sie, »wenn ich das alles so sehe, dann glaube ich doch, dass ich Hunger habe. Ich habe meist Hunger. Drüben sind wir eben noch nicht so satt wie die hier.«

Sie aßen beide mit gutem Appetit, erst die Brötchen, dann den Kuchen, dazu tranken sie den Wein.

Es war nichts Wichtiges, was sie miteinander sprachen. Im Grunde hatten sie sich nicht viel zu sagen, sie waren sich ja noch so fremd – aber irgendwie auch schon ein wenig vertraut. Sie ersehnten beide ein wenig Wärme und Liebe, und wo sollten sie die herbekommen, wenn nicht einer vom anderen? Doch sie waren beide zu ungeschickt, sie verstanden es so schlecht, das alte, immer neue Spiel.

Das neue Jahr war schon drei Stunden alt, da wussten sie auch noch nicht viel mehr voneinander. Aber sie kannten einander schon ganz gut. Er kannte die wechselnde Farbe ihrer Augen, das matte Blond ihres Haares, die Art, wie sie es achtlos zurückstrich und wie sie manchmal die Hand seitwärts an den Hals legte und den Kopf schief darauf neigte. Kindlich

verspielt sah es aus. Und ihre Art zu lächeln, so ein kleines, verwehtes Lächeln war es, es rührte ihn, es wirkte so hilflos. Er hatte die schmale feine Form ihrer Hände bemerkt und das hübsche, straffe Profil ihrer Brust unter dem derben Pullover.

Sie kannte die Linien seines Gesichts, den widerspenstigen Wirbel in seinem Haar, die Art, wie er eine Zigarette anzündete. Sie hatte gesehen, wie dieser scheue verletzte Zug manchmal in sein Gesicht kam, wie es dann wechselte zu Finsternis und Abwehr und wie ganz anders er aussah, wenn er lächelte, viel jünger und geradezu liebenswert.

Sie fürchtete sich auch nicht mehr vor ihm, als das neue Jahr drei Stunden alt war. Sie war satt und froh endlich einmal nicht, überdies war sie beduselt von dem ungewohnten Alkohol und sehr müde.

Von Liebe war keine Rede. Wer hätte auch davon anfangen sollen? Aber jeder fand ein wenig Trost im Da-Sein des anderen. Wenn man bedachte, dass sie noch vor wenigen Stunden zwei einsame Kreaturen gewesen waren, dann schien das schon sehr viel.

»Ich muss nach Hause gehen«, sagte sie.

»Wo wohnen Sie denn?«

»Ach, weit von hier, ziemlich weit, glaub' ich. Ich weiß gar nicht, wie ich heute hier herausgekommen bin.«

»Sie werden noch bleiben müssen«, meinte Martin. »Jetzt fährt sicher keine Straßenbahn. Legen Sie sich doch ein bisschen hin!«

»Nein, o nein«, wehrte sie ab. »Ich werde schon irgendwie weiterkommen.«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass Sie keine Angst vor mir haben sollen?«

»Was würden die Leute im Hause sagen, wenn ich noch bliebe!«

»Na, auf ein paar Stunden mehr oder weniger kommt es jetzt nicht mehr an. Außerdem ist es mir egal, was die Leute sagen. Wissen Sie, solche Fragen, die sind nach allem, was ich erlebt habe, einfach lächerlich für mich.«

»Sie werden es wieder lernen müssen, dass hier ganz andere Fragen wichtig sind als das, was für Sie in Russland wichtig war.«

»Das mag sein.«

Er hob die Flasche und hielt sie gegen das Licht. »Leer. Nichts zu machen. Wollen Sie noch eine Zigarette?«

Unten fuhr ein Wagen vor, das Garagentor quietschte.

»Mosers kommen nach Hause«, sagte Martin.

»O je, ich hätte vorher gehen sollen.«

»Warten wir halt noch ein bisschen. Sie werden sicher bald schlafen. Sonst gehen sie immer zeitig ins Bett.«

Sie schwiegen eine Weile. Ihre Augenlider sanken herab. Müde und kindlich war ihr Gesicht. Sie ist noch sehr jung, dachte Martin. Eine jähe Zärtlichkeit erwärmte sein Herz. Armes kleines Ding, dachte er.

Dann war sie auf einmal eingeschlafen. Ihr Kopf sank an die Lehne.

Martin nahm ihr behutsam die Zigarette aus der Hand. Eine Weile betrachtete er die Schlafende. Eine merkwürdige Situation. Sein erstes Tête-à-Tête mit einer Frau hatte er sich auch anders vorgestellt. Dass ausgerechnet sie beide aneinandergeraten mussten, zwei verirrte, heimatlose Außenseiter! Es sei boshaft vom Schicksal, hatte sie vorhin gesagt. Oder war es klug vom Schicksal?

Wenn ich schon ein wenig weiter wäre, dachte er, wenn ich nicht die vergangenen Monate alles hätte laufen lassen, wie es lief, wenn ich Geld verdiente, dann könnte ich vielleicht ... Was? Ein Verhältnis mit ihr anfangen? Aber genaugenommen brauchte er keine Frau. Wer im Elend lebt, soll besser allein leben.

Ja, wenn er hätte zu Gaby zurückkehren können, wenn sie auf ihn gewartet hätte, das wäre eine andere Sache gewesen. Dann hätte er gewusst, wohin er gehörte.

Gaby! Gaby war hübscher als die hier. Sie war immer fröhlich gewesen und so verliebt in ihn – damals. Er hatte alles gut behalten: ihr Lächeln, die kecke Locke, die sie sich immer aus der Stirn pustete, ihren warmen, schlanken Körper in seinem Arm. Ihre Ehe hatte nicht lange gedauert, eigentlich nur das halbe Jahr, das er Studienurlaub hatte. Aber sie waren sehr glücklich gewesen und beide blutjung. Eine Verrücktheit, so jung zu heiraten! Man sah ja, was dabei herauskam. Aber er hatte immer an sie gedacht in den vergangenen Jahren. Wie es sein würde, wenn er sie wiedersähe. Sie würde beide Arme um seinen Hals werfen und ihn küssen, mit diesen spitzen, kleinen, atemlosen Küssen, mit denen sie ihn immer empfangen hatte. Und nachts würde er sie im Arm haben und würde alles vergessen, all die furchtbaren, endlosen Jahre. Ein neues Leben würde beginnen.

Die Wahrheit sah anders aus. Gaby hatte ihn längst vergessen, sie hatte einen anderen Mann, sogar ein Kind. Für sie hatte das neue Leben bereits begonnen. Und in diesem Leben war kein Platz für ihn. Wahrscheinlich hatte sie im Stillen gehofft, er würde gar nicht wiederkommen.

Aber dass sie so feige war! Sie ging ihm aus dem Weg, wollte ihn nicht sehen.

»Ich möchte ihr jeden Kummer ersparen«, hatte der Mann gesagt, mit dem sie jetzt lebte. »Sie müssen das begreifen, Herr Scholz. Sie war so jung damals. Und sie hat so viel durchge-



macht. Wirklich, sie hat es schwer gehabt. Ganz allein in dieser furchtbaren Zeit, ohne Schutz und Hilfe.«

Ja, es schien das Los der Frauen heute zu sein. Allein zu sein, ohne Schutz und ohne Hilfe. Soweit hatte man es gebracht.

Der andere Mann war übrigens ein feiner, anständiger Kerl. »Bitte sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann, Herr Scholz. Ich fühle mich tief in Ihrer Schuld.«

Martin hatte schroff abgelehnt und war gegangen. Vielleicht war es ungerecht von ihm. Man musste die anderen auch verstehen. Für sie war das Leben weitergegangen. Man hatte sich eben bloß das Heimkommen ganz anders vorgestellt, hatte gedacht, dass jemand da wäre, der auf einen gewartet hatte. Aber wer wartete schon zehn Jahre lang! Nein, dreizehn Jahre waren es im Ganzen. In den beiden letzten Kriegsjahren hatte er keinen Urlaub gehabt. Wer wartet so lange? Es war dumm, so etwas zu verlangen.

Das Mädchen seufzte im Schlaf, ihr Kopf neigte sich ein wenig. Furchtbar unbequem, wie sie da kauerte.

Martin stand auf, beugte sich über sie und hob sie vorsichtig aus dem Sessel. Sie war so leicht, ihr Kopf lag an seiner Schulter, sie bewegte ein wenig die Lippen, aber sie erwachte nicht.

Behutsam legte er sie aufs Bett und deckte sie zu. Jetzt schlief sie also doch bei ihm!

Er setzte sich in den Sessel, griff nach den Zigaretten. Doch dann ließ er sie liegen. Es war genug Rauch im Zimmer. Man sollte besser etwas lüften. Er stand wieder auf und öffnete leise das Fenster. Kalte Luft strömte herein. Der Nachthimmel war hoch und klar, voll von Sternen. Dieselben Sterne wie im alten Jahr. Warum denkt man nur, es sei etwas Besonderes los mit so einem neuen Jahr? Es war doch immer wieder dasselbe.

Nach einer Weile setzte er sich wieder. Im Zimmer war es jetzt kühl, der Ofen war ausgegangen. Besonders bequem war es nicht für ihn. Warum sollte er sich nicht einfach neben sie legen? Schließlich war es doch sein Bett.

Vorsichtig legte er sich nieder. Sie atmete ruhig und bewegte sich nicht. Sie schlief fest wie ein Kind.

Es ist angenehm, neben ihr zu liegen, dachte Martin, sie ist zart und schlank, sie riecht gut. Eigentlich ist es doch ganz schön, dass sie hier ist.

Er schob sich noch etwas näher zu ihr hin. Morgen muss ich sie fragen, wie sie eigentlich heißt. Und ob sie wieder einmal zu mir kommen wird.

Und dann schlief er ein.